Bernardino Luini und Tante Schoonebaum.

Von Alfred Richards.

Frau Schoonebaum hatte niemals einen Neffen und nie eine Nichte besessen. Aber wie in der alten Zeit einem verdienten Manne der Titel Vater des Vaterlandes ward, so hatte ihr Heimathstädtchen der braven Dame die Tantenwürde zuerkannt. Tante Schoonebaum war sie für den Bürgermeister so gut wie für den Nachtwächter. Bei allen Pflichten aber, die die ihr der Ehren halber beigelegte Titel auferlegte, hatte sie doch noch Zeit gefunden, ihrer Tochter eine vortreffliche Mutter zu sein. Und was mehr sagen will, seit acht Tagen war sie sogar Schwiegermutter. Alle Liebe häufte sich nun auf das blonde Haupt des Herrn Doktor Hans Müller. Am liebsten nahm sie seine Hand und setzte sich mit ihm auf das Sopha, indeß die bräutliche Emma mit vieler Empfindung „Das Gebet einer Jungfrau" vortrug. Das verstand Emma, und es hatte auch genug Geld gekostet. Aber sie verstand noch weit mehr. Auf dem Tische lag die Kunstgeschichte von Lübke, in der sie jetzt von früh bis spät studirte, auf das sie wohl ausgerüstet sei für die Kunstgenüsse, die ihr die Hochzeitsreise nach Italien bringen sollte.

„Tante," hatte alle Welt gesagt, „wie werden Sie es nur ohne den Doktor aushalten? Sechs Wochen wollen die Beiden fortbleiben!" Galant hatte der Dr. Müller, wenn er dergleichen hörte, die Gute gebeten, doch mit nach Italien zu kommen, wobei die süße, kleine Emma jedesmal ein gar nicht süßes Gesicht machte. Tante Schoonebaum aber hatte die lächerliche Zumuthung, als mitreisende Schwiegermutter gen Italien zu pilgern, weit von sich gewiesen. „Tante, Tante," wiederholte aber alle Welt, „wenn Sie nur nicht nachreisen!"

Und nun waren die Kinder fort. „Emma," hatte sie beim Abschied zu ihrer Tochter gesagt, „sei gut zu ihm." Sie wußte, Emma hatte etwas vom seligen Schoonebaum, das sie bei seinen Lebzeiten als Hang zur Quengelei bezeichnet hatte. Aber es schien ja Alles gut zu gehen. Die ersten Briefe waren voller Entzücken, besonders die von Hans. Emmas waren etwas gelehrt. Lauter Lübke, was darin stand. Die ganze Geschichte des Mailänder Doms, Entrüstung über die schlechte Behandlung von Lionardos Abendmahl und entsetzliche Ausdrücke, wie z. B. Cinquecento. — Eines Tages aber kam ein merkwürdiges Schreiben.

„Ich habe gefunden," schreibt sie, „wonach mein Herz sich sehnte. Ein Maler von so weichem und edlem Empfinden, von solcher Hingebung und Treue — das war stets mein Ideal. Schon der Name in seiner klangvollen Weichheit ist Poesie: Bernardino Luini. Er kennt die Sprache der Augen wie kein Zweiter, in jeder Bewegung athmet die ganze, reine, keusche Seele." Keusche Seele — das war für Tante Schoonebaum, die mit fliegendem Athem den Brief der Tochter gelesen hatte, wenigstens so weit beruhigend, daß sie nicht auf der Stelle umfiel. Mit zitternder Hand nahm sie das Schreiben von Hans. O, der Verblendete!

„Denke Dir, Mütterchen," schrieb er, „unsere Emma hat sich in einen Maler verliebt und rennt ihm überall nach. Nächsten Montag will sie seinetwegen nach einem ganz kleinen, abgelegenen Nest: Saronna. Ich kann diese Leidenschaft einer Frau in den Flitterwochen nicht begreifen."

Tante Schoonebaum stierte mit gläsernen Augen in das Nichts. Der gute Hans, der nicht ahnte, was er in seiner Nachgiebigkeit anrichtete! O, er kannte die Schoonebaum'sche Natur nicht. In ihr lag etwas wie ein Hang zur Untreue. Der Selige hatte ihn auch gehabt. Und das war sein Kind! Sich auf der Hochzeitsreise in einen Anderen verliebten! Sie stellte sich den elenden Pinsler vor mit seinen schwarzen Locken und seinem Sammetjacket. O, verblendeter Hans!

Tante Schoonebaum war eine entschlossene Dame; hier galt es, sofort zu handeln. Heute war Freitag, Montag wollten sie dem schwarzen Farbenklecser nach — das mußte verhütet werden.

„Christine," rief sie kurz entschlossen, „hole mal sofort die gestickte Reisetasche vom Hängeboden." Christine riß den Mund auf. „Verstanden?" rief Tante Schoonebaum, und Christine klappte den Mund wieder zu und flog auf den Hängeboden. Die Tante packte ein, was sie fassen konnte, obenauf kam das Gelbseidene mit den schwarzen Volants. Denn sie wollte auch nach etwas aussehen, wenn sie dem eingebildeten Anstreicher gegenüberträte. Sie sprach zwar kein Italienisch. Na, aber der würde sie schon verstehen.

Verstanden sie doch unterwegs alle Menschen, der Schaffner, der Kellner in Götschenen und sogar der an der Bahn anwesende Portier vom Hotel Milano in Mailand. Der Oberkellner nahm sie daselbst in Empfang und redete sie ebenfalls sofort deutsch an. Dummer Unsinn mit dem ganzen Italienisch! dachte Tante Schoonebaum. Ein verständiger Mensch sagt eben zum Regenschirm Regenschirm und nicht irgend so ein verrücktes, schweres Wort aus dem Konversationslexikon. Das ist am Ende Alles blos Thuerei, wie bei Emma mit ihrem Cinquecento.

„Zimmer gefällig, meine Gnädigste?"

„Kommen Sie erst mal her. Wohnt hier Dr. Müller?"

„Zu dienen; mit Frau Gemahlin Nummer 47. Sind heute früh 9 Uhr nach Saronna gefahren."

„Uff!" sagte Tante Schoonebaum und setzte sich mit Nachdruck auf einen Stuhl. „Zu spät!" — Sollte sie sich von der Verworfenen lossagen? Schoonebaum wird sich im Grabe umdrehen, wenn er das hier erfährt. Mühsam raffte sie sich auf. „Sind die Beiden allein gereist?"

„Jawohl."

„Waren sie hier viel mit einem Herrn zusammen?"

„O, das ist wohl möglich."

Und jetzt frug Tante Schoonebaum mit scharfer Betonung:

„Wohnte hier im Hotel ein gewisser Luini?"

„Luini? Hm, Jean, das Fremdenbuch!" Der Oberkellner blättert. „Meyer, Maier, v. Meier, Dr. Meyer — nein, Luini hat hier nicht gewohnt."

„Also wo anders. Wenigstens so weit ging es nicht. „Führen Sie mich auf das Zimmer des Herrn Dr. Müller."

„Aber, meine Gnädigste —"

„Was? — Was wollen Sie? — Ich bin die Schwiegermutter."

Der Oberkellner wagte zu lächeln. Es schien ihm glaublich.

Da saß sie nun im Zimmer ihrer unglücklichen Kinder. Hans, diese edle, arglose Seele, führte mit eigener Hand seine Frau in's Verderben. Ahnte der Arme nicht, daß er mit dem Feuer spielte? Diese Maler sind gefährliche Menschen. Tante Schoonebaum dachte an längst verflossene Jugendtage. Einmal war's auch ein Maler gewesen. Aber Gott sei Dank da kam Schoonebaum, und seitdem war's aus. Sie starrte dumpf vor sich hin.

Signora Müller stand da mit großen Buchstaben vor ihr. Richtig, da lag ein Packet. Nur lose zugebunden. Sie öffnete es unbedenklich, und eine Anzahl Photographien fielen in ihre Hände. Lauter Heiligenbilder. Verstört blickte sie dieselben an. Was? Was stand da drunter? Bernardino Luini. Und da, und da! Alles von ihm. Also Heiligenbilder malt er — na, das sind die Rechten!

Sie klingelte das Zimmermädchen herbei.

„Wer hat das Packet hier abgegeben?"

„Junger Mann."

„Mit schwarzem Haar?"

„Ja."

„Große Augen?"

„Ja."

„Sah aus wie ein Maler?"

„Ja."

Er ist's. Er war persönlich hier. Rufen Sie den Oberkellner."

„Mein Herr. Sie sagten mir, ein Herr Luigi war nicht hier. Hier sehen Sie." Und sie schleuderte die Bilder über den Tisch. „Das hat er selbst gebracht."

Der mit allen Sehenswürdigkeiten Mailands vertraute Oberkellner sieht die Bilder an und denkt, die Aermste vor ihm sei nicht bei Sinnen.

„War Luini hier oder nicht?"

„Luini, derselbe Luini, der diese Bilder gemalt hat?"

„Jawohl, mein Herr, derselbe."

„Ja, der war in Mailand."

„Sehen Sie! Wann?"

„Ja, so um das Jahr 1500 nach Christi Geburt."

Tante Schoonebaum bebte. „Halten Sie mich nicht zum Besten! Er ist jetzt in Saronna!"

Er nicht, aber Bilder von ihm. Der gnädigen Frau Doktor hatten die Luinis hier so gut gefallen, daß sie mehr sehen wollte. So hat sie mich denn vorige Woche noch gefragt, wo andere Bilder dieses Meisters seien. Um nun solche zu sehen, sind die Herrschaften heute in Saronna und werden Abends wieder zurück sein. Diese Photographien hier sind auf Bestellung von Herrn Dr. Müller vom Kunsthändler geschickt worden. Haben gnädige Frau sonst noch Befehle?"

In einer halben Stunde war Tante Schoonebaum wieder an der Bahn und harrte im Wartesaal zweiter Klasse des nächsten Zuges. Da ging die Thür auf. Der Zug aus Saronna war angekommen. Ein Jubelruf, und Emma hing an ihrem Halse, während Hans ihr die Wangen streichelte. „Mama, Mütterchen, wir haben's gewußt, Du konntest ja ohne uns nicht leben!"

„Jetzt bleibst Du aber auch bei uns," sagte Hans mit etwas unsicherer Stimme.

Doch Tante Schoonebaum war eine kluge Frau. „Bis morgen, Kinder, und keine Stunde länger. Ich wollte ja nur sehen, ob es Euch gut geht."

„Herrlich, Mama! Und was wir Alles gesehen haben! Heute in Saronna lauter Luini!"

„Auf den könnte ich ordentlich eifersüchtig werden," meinte Herr Dr. Müller.

„Nicht doch, Hans," sagte Tante Schoonebaum, „der hat ja um 1500 nach Christi Geburt gelebt."

„Aber Mama, Du hast wohl auch den Lübke gelesen?" rief Emma, die gelehrte Mutter mit Lachen umarmend.

— **Kartenlegerinnen im Umherziehen** sind das Neueste auf dem gewerblichen Gebiet in Berlin. Freilich offenbaren sie sich nicht sofort als Wahrsagerinnen, verdecken ihre Kunst vielmehr durch den Handel mit Briefpapier und Briefumschlägen, um erst eine günstige Gelegenheit zum Angebot der Wahrsagekunst abzupassen. Lassen sich Hausbewohner auf Verhandlungen ein, so wird der Verkauf von Papier in den Hintergrund geschoben und ein Spiel Karten kommt zum Vorschein, aus dem Vergangenheit und Zukunft gelesen wird.

Für unsere Frauen.

Die Abnahme der Heirathen.

Von C. Reigersberg.

„Zahlen beweisen," sagt Benzenberg, und wer sich gern mit Zahlen beschäftigt, für den gibt es ebenso lange, wie langweilige statistische Tabellen, in welchen ganz genau angegeben ist, daß in diesem oder jenem Lande die Zahl der weiblichen Geburten diejenigen der männlichen alljährlich um so viele Prozente übersteigt und es daher schon aus mathematischen Gründen unmöglich ist, daß ein jedes Mädchen einen Mann bekommt.

Ferner gibt es eine Menge von statistischem Material, aus welchem zu ersehen ist, daß da und dort die Geschlechter sich die Waage halten oder gar mehr Männlein, als Fräulein auf den Bäumen wachsen, daß aber trotzdem die Zahl der Verheiratheten nicht überall in gleicher Proportion zu den weiblichen und männlichen Einwohnern, sondern in den verschiedenen Ländern sehr verschieden ist u. s. w., u. s. w.

Nehmen wir all' dieses statistische Vergnügen als genossen an und zerbrechen wir weder unsere, noch anderer Leute Köpfe darüber, wie und warum die betreffenden Zahlen so und nicht anders lauten, so bleibt in nur allzu vielen Fällen die unerfreuliche und von Jahr zu Jahr wichtiger werdende Thatsache übrig, daß die Zahl der Ehen nicht in Proportion zu der sich stetig vermehrenden Bevölkerung steigt, sondern abnimmt.

Einer der Hauptgründe, warum so viele junge Leute, Mädchen wie Jungen, nicht heirathen, ist derjenige, welcher so viele unserer Handlungen bestimmt: Der Egoismus, welcher in diesem Falle meist in der Form von maßloser Genußsucht, seltener in der von Geiz u. s. w., auftritt.

Der fin-de-siecle Jüngling liebt seinen Klub, Cigarren, Ballet, Pferde und anderen Sport. Es muß daher schon eine ziemlich „gute Partie" sein, — d. h. eine solche, die ihm gestattet, einen Theil, oder gar alle seiner bisherigen Liebhabereien, vielleicha auch noch in größerem Maßstabe, fortzusetzen—, wenn er sich dazu entschließen soll, aus seiner scheußlich bequemen Junggesellenwohnung in einen Familienflat mit allen Chikanen umzuziehen.

Die ditto junge Dame ist an einen großen Toilettenluxus, ihre Matinees, Flirtations, d. h. Dudes, die tanzen müssen, wie sie pfeift, Cigaretten, kurz lauter Dinge gewöhnt, deren Fortsetzung sich nach der Heirath von selbst verbietet, oder, wenn auch nicht besser, so doch richtiger gesagt, verbieten sollte. Es bedarf also auch bei ihr einer ganz besonderen Anziehungskraft, wie z. B. eines alten E — hemannes mit viel Geld oder so etwas Aehnlichem, um sie zu veranlassen, sich aus einer holden Jungfrau in eine noch holdere junge Frau zu verwandeln.

Mit dieser Sorte, weiblich wie männlich, ist natürlich nichts anzufangen, als sie ihren eigenen Weg gehen zu lassen. Er führt zwar oft genug in das tiefste Elend, aber—Du hast es gewollt, George Dandin, Du hast es ja nicht anders haben wollen!

Wir kommen nun zu denjenigen jungen Leuten, welche einen ursprünglich nicht unberechtigten Egoismus besitzen, d. h. zu dem Mädchen, welches verlangt, daß ihr Zukünftiger sie wenigstens ohne die ständige Gefahr einer plötzlich hereinbrechenden Hungersnoth ernähren kann, und dem jungen Manne, der von seiner Frau erwartet, daß sie ihre Ansprüche seinem Einkommen anpaßt.

Nun, so weit wäre die Sache ja auch ganz schön und gut, wenn die beiden Worte „ernähren" und „seinem Einkommen" anpassen in dieser Verbindung nur nicht so sehr dehnbar wären.

Aber, wie der berühmte Verschwender Esterhazy, dessen Gläubiger ihm zum „standesgemäßen" Leben aus den Riesenerträgen des Majorats jährlich hunderttausend Gulden erlaubten, ausrief: „Wollen mich die Leute denn ganz verhungern lassen," so gibt es auch hier z. B. Mädchen, welche mit wöchentlich fünfundzwanzig Dollars Küchengeld für sie und ihren Mann „verhungern".

Natürlich! Wenn man das ganze Geld für Candy und anderes Naschzeug verläppert — Ja so, halt! Da wären wir ja beinahe auf ein gefährliches Kapitel gekommen. Also lieber nicht, wir haben Nichts gesagt.

Da, wo Mädchen in bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen sind und zu dem einfältigen Dickthun nur von ihren noch einfältigeren Eltern angeleitet worden sind, da ist zuweilen noch Aussicht auf Besserung, und die betreffende Ausnahme mag ihrem Manne zu lieb die fünfundzwanzig Dollars lieber für kräftige, gesunde Nahrung, als für Candy, ausgeben.

Was aber soll ein, wenn auch nicht wirklich, so doch verhältnißmäßig armer Mann mit einem reichen Mädchen machen, welches thatsächlich in ihrem ganzen Leben nie daran gedacht hat und auch nie dazu veranlaßt wurde, daran zu denken, daß fünfundzwanzig Dollars „auch Geld" oder zu etwas Anderem gut sein könnten, als zur Erfüllung irgend einer kleinen Laune?

Nichts, absolut Nichts. Denn sie selbst kann das in ihrer Jugend Versäumte nicht mehr nachholen; er kann es ihr auch mit dem besten Willen nicht beibringen, und wenn erst die Noth, die bittere Noth, sie lehren soll, daß ein Hundert Cents einen Dollar machen und man für fünf Cents einen Laib Brot kaufen kann, dann wäre es besser für sie, und auch für ihn, der sie sicherlich nicht gern leiden sieht, gewesen, wenn sie das Heiraths-Experiment unterlassen hätten. Immerhin gibt es auch hier Ausnahmen, aber sie sind äußerst selten und bestätigen daher nur die Regel.

Wir gehören sicherlich nicht zu den Lobhudlern der sogenannten guten alten Zeiten, und allem Anschein nach ist die heutige Jugend in den meisten Dingen noch so ziemlich ebenso, wie wir es zu unseren Zeiten waren.

Wenn wir aber absichtlich und sorgfältig nach einem gewissen Unterschiede suchen wollten, so würden wir vielleicht sagen, daß es der heutigen Jugend ein wenig an dem fehlt, was wir einst als zur Jugend gehörig betrachteten: jenes Stückchen göttlichen Leichtsinns, aber auch jene energische Aufopferungsfähigkeit für ein Ideal.

Unglücklicherweise gibt es jedoch unter den blonden, braunen und schwarzen Haaren der heutigen Mädchen wie Jünglinge nur allzu viele Graulöpfe. Das kritisirt, zählt, überlegt und wägt schon alle großen und kleinen Eventualitäten gegen einander ab, wie im Alter; es will vor Allem und um jeden Preis seine Karriere und Geld machen und sich, wie das frühe Heirathen genannt wird, keinen Stein an den Fuß binden.

Ja, wenn mit der Heirath gleichzeitig Geld zu verdienen oder socialer Ehrgeiz zu befriedigen ist, was für gewöhnlich ohnehin Hand in Hand geht, dann kommen sie alle.

Wo es sich aber darum handelt, aus Liebe den allerdings nicht so leichten Versuch zu machen, sich mit einem guten und tapferen Mädchen eine sichere Existenz zu erobern, da sind die Herren nicht, aber doch nur in Ausnahmsfällen, da.

Es thut uns leid, die Mädchen von den gleichen Unzulänglichkeiten nicht ganz freisprechen zu können. Aber wir sind wenigstens aufrichtig genug, um die ganze Schuld daran auf die Schultern unseres eigenen Geschlechts abzuwälzen.

Denn so richtig es ist, was Karl Emil Franzos in seinem „Halbasien" sagt, daß nämlich „ein jedes Land die Juden hat, die es verdient", ebenso steht es fest, daß die Männer im Großen und Ganzen die Frauen haben, die sie verdienen.

Wie im Einzelverkehr, so reagiren die Geschlechter auch in den Massen aufeinander. Je mehr Werth z. B. die Männer auf „Show", äußeren Tand und auffallende Toiletten legen, desto verrückter — Pardon, farbenprächtiger wollte ich sagen — werden die Hüte und Kleider der Damen.

So ist es auch mit dem Heirathen. Ist der Männer ganzes Dichten und Trachten nur auf eine möglichst reiche Frau gerichtet, sie mag sonst sein, wie sie will, so brauchen sie sich auch nicht so groß darüber zu wundern, daß die Mädchen zu allererst fragen: „Wie viel ist er werth?" ehe sie sich um irgend etwas Anderes kümmern.

Die Thatsache, daß die Männer die Frauen haben, die sie verdienen, ist übrigens nicht erst heute, sondern war zu allen Zeiten richtig.

Auch damals, als das mächtige Römerreich in Stücke fiel, waren es die Männer, welche die Reichthümer, aber auch die Sünden von allen Ecken und Enden der Welt von ihren Kriegszügen mit nach Hause brachten.

Mit den ungeheuren Geldmassen kam auch die Ueppigkeit; Kriege zur Auffrischung des Blutes und zum Herausreißen der Jugend aus dem moralischen Schlamme waren keine mehr zu führen, und dahin sank Rom, das einst die Welt beherrschte.

Oder, wie Juvenal den Entwickungsgang schilderte:

Längeren Friedens Verderb trifft uns;
denn ärger, als Waffen,
Greift uns Ueppigkeit an und rächt den
bezwungenen Erdkreis.
Keines der Laster und kein Schandfrevel der sinnlichen Gier fehlt,
Seit Du flohest aus Rom — Armuth!

Also schon die Alten betrachteten Armuth und harte Arbeit, aber nicht Ueppigkeit und Reichthum als die Panacee zur wahren Glückseligkeit.

Wie im Großen, so geht es auch im Kleinen.

Auch ein armes, oder verhältnißmäßig armes junges Ehepaar, welches sich erst durch harte Kämpfe seine Stellung in der Welt erobern muß, wird sich einst über seinen Erfolg glücklicher und stolzer fühlen, als ein anderes, nur für äußeren Show lebendes Paar, dessen Vereinigung ein einfaches Rechenexemplar war.

Wie heißt es doch im „Letzten Fensterl'n"?

Wenn sich zwei Herzen nur ehrlich lieben,
Das Schicksal kommt endlich doch zu Verstand!

— **Die Einladung.** Clara: Du siehst ja so vergnügt aus, Anna! — Anna: Ja, ich habe auch Grund dazu. Ich habe eben eine Einladung zur Hochzeit bekommen. — Clara: Na, das ist doch nicht so etwas Seltenes. — Anna: Ja, es ist aber auch zu meiner eigenen!

— **Scharfe Dialektik.** — Schäme Dich, Pauline! Läßt Dich in der Küche von einem ganz fremden Mann küssen! — Ganz fremd? Nein, gnädige Frau, wir sind ja Cousin und Cousine zu einander! — Ja, ja, ich weiß schon: Kuß — eng und Kuß — ine!

— **Selbstverrath.** „Du wirst es mir gewiß nicht glauben, theure Laura, aber ich versichere Dir, daß ich noch nie geliebt habe!" — „Ich glaub' es Dir, Eduard — ich hab' es gleich am ersten Kuß gemerkt.

— **Backfisch-Kritik.** Elsa: „Wie hat Dir die neue Oper gefallen?" — Bertha: „Ausgezeichnet! Der Komponist soll noch unverheirathet sein!"

Damen auf dem Bicycle.

Zahllos sind die schönen Evastöchter unseres Landes, welche dem Bicyclesport mit dem größten Eifer huldigen, und nicht wenige von ihnen tummeln das „Stahlroß" mit bemerkenswerther Gewandtheit und Eleganz. Und dies ist durchaus nicht leicht, wenn man in Erwägung zieht, das unsere Damen in ihrem gewöhnlichen Straßencostüm das Bicycle besteigen. Anders die Pariserinnen. In dem Babylon an der Seine wird von der eleganten Welt beim Arrangement der Toiletten für den Bicyclesport der praktische Zweck im Auge behalten, zugleich aber dem raffinirtesten Luxus gehuldigt; höchst pittoreske Toiletten, die an das Gewagte der Costüme in fashionabeln Seebädern erinnern, das Decorum aber wahren, gehören nicht zu den Seltenheiten. Auf den Fremden, der zum ersten Male eine elegante Pariserin ihr Bicycle besteigen sieht, wird gewiß auch die Art und Weise, in welcher dies geschieht, einen überraschenden Eindruck machen. Die Damen verhüllen auf dem Wege in das Bois de Boulogne, dem Tummelplatz der feschen Radfahrerinnen, ihr coquettes Costüm mit einem gewöhnlichen Oberkleid.

Pariserin im Bicyclecostüm.

An Ort und Stelle angekommen, lassen sie letzteres einfach fallen, schwingen sich auf ihr Stahlroß und sausen dahin, während ihr Begleiter den abgelegten Rock zu einem kleinen Packetchen zusammenfaltet und an seiner eigenen Maschine befestigt. Dere Rock des Bicyclecostüms reicht nur bis zum Knie und Kniehosen, sowie Gamaschen vervollständigen die Bekleidung der unteren Extremitäten; zuweilen ist auch der Rock wie das „Divided-Skirt", das die amerikanischen Damen beim Turnen tragen, bis zum Knie aufgenommen. Ein coquettes Bolerojäckchen aus schwarzem Sammet über einer hellfarbigen seidenen Taille verhüllt den Oberkörper und ein flottes Hütchen schmückt das Haupt. Nicht selten sieht man eine Dame der vornehmen Welt auf ihrem Bicycle, in gemessener Entfernung von ihrem Groom, ebenfalls auf dem Stahlroß, gefolgt, wie der Reitknecht seiner Herrin zu Pferde folgt. Zuweilen erscheinen sie auch zu Zweien, mit nur einem Groom im Gefolge. Wer an einem schönen Morgen während der Saison das Bois de Boulogne besucht, kann zahlreiche elegante Damen den modernen Sport treiben sehen. Die Damen Englands huldigen diesem Sport ebenfalls, allein, da ihr Nationalcharakter mehr zum Conservatismus hinneigt, ziehen sie das Dreirad vor. Am englischen Hofe ist besonders Prinzessin Mary Adelaide für den Sport eingetreten und hat die Königin Victoria veranlaßt, ihren Enkelinnen Irene und Alice von Hessen Fahrräder zu schenken. Da nun in keinem anderen Lande der Welt der Hof vom Volke mehr nachgeäfft wird wie in England, so kann es nicht Wunder nehmen, daß dort das Radfahren unter den Damen sehr populär geworden ist.

Frl. Reynolds.

Eine junge Engländerin, Frl. Reynolds, die erst 16 Jahre zählt, hat kürzlich auf ihrem Bicycle Bemerkenswerthes geleistet. Von dem Aquarium in Brighton bis zum Hyde Park in London fuhr sie ohne Anhalten in 4 Stunden 13 Min.; nach wenigen Minuten trat sie die Rückfahrt an und legte dieselbe mit dreimaligem kurzen Aufenthalt in ungefähr derselben Zeit zurück. Sie war von 5 Uhr früh bis 1 Uhr 38 Minuten fast ununterbrochen im Sattel. Auch in Deutschland und Oesterreich nimmt die Zahl der dem Bicyclesport huldigenden Damen zu. Bei dem kürzlich in Langenlois veranstalteten Wettfahren des Bundes deutscher Radfahrer Oesterreichs gab es sogar ein Damen-Straßenfahren, in welchen Frl. Anna Schreiber zwei Kilometer in 4 Minuten 11 Sekunden zurücklegte. Daß derselbe in vernünftigem Maße betrieben, die Gesundheit fördert und den Körper kräftigt, wird von ärztlichen Autoritäten anerkannt, allein länger als eine halbe Stunde sollten Anfängerinnen nicht im Sattel bleiben.

Die Strafvollstreckung an Frauen.

Von S. Werblunski.

Es gehörte seit je zu den schwierigsten Aufgaben der Rechtsgelehrten, vornehmlich der Kriminalisten, die Festsetzung harter und strenger Strafen für schwere Verbercher in die richtigen Bahnen zu lenken. In den ersten Zeiten der Rechtspflege kam es hierbei weniger auf die genaue Unterscheidung zwischen Rang und Stand, Alter und Geschlecht der Delinquenten, als darauf an, daß die Härte und die Strenge der festzusetzenden Strafe genau der Schwere des verübten Verbrechens entsprechen sollten. Erst in den späteren Jahrhunderten, namentlich in den Zeiten des finsteren Mittelalters, ist die Kriminalistik auf der Suche nach einer möglichsten Verschärfung der Leibesstrafe zu dem Prinzip übergegangen, bei der Festsetzung und Vollziehung der härtesten und grausamsten Strafen auch das Geschlecht des Delinquenten in Betracht zu ziehen, jedoch nur zu dem Zwecke einer noch größeren Verschärfung der damals üblichen, fast als unmenschlich zu bezeichnenden Leibesstrafen und Qualen aller Art, darunter auch die Todesstrafe, welch letztere unter den obwaltenden Verhältnissen keineswegs die schlimmste Strafe war. Es wäre hier überflüssig, auf alle jene allgemein bekannten, Entsetzen erregenden Strafbestimmungen näher einzugehen, welche im Mittelalter beispielsweise für Giftmischerinnen, Gatten- oder Kindesmörderinnen, von den angeblichen Hexen gar nicht zu sprechen, von den damaligen Gesetzgebern festgesetzt wurden, und welche aller Regungen der Humanität spoiteten. Ueberhaupt erging es um jene Zeit, wie auch noch viele Zeiten hindurch den weiblichen Delinquenten vor dem Scharfrichter viel schlimmer und, man darf wohl sagen, unmenschlicher, als den männlichen Sträflingen.

Eine Besserung dieser unerquicklichen Zustände schien so lange nicht eintreten zu können und ist thatsächlich auch nicht eingetreten, bis der letzte Rest der grausamen mittelalterlichen Züchtigung des menschlichen Körpers, die Prügelstrafe, in den meisten europäischen Staaten nach vielen und harten Kämpfen abgeschafft wurde. Es hat mithin erst unser modernes Zeitalter einige Wandlung zu Gunsten derjenigen unglücklichen Frauen geschaffen, welche durch Verübung schwerer Verberchen den härtesten Bestimmungen des Strafgesetzbuches verfallen sind. Indessen trotz dieser Besserung und aller sonstigen erfreulichen Reformen, welche die moderne Gesetzgebung betreffs der Strafvollstreckung an Frauen zu verzeichnen hat, ist doch noch zur Stunde auf diesem Gebiete so mancher wunde Punkt vorhanden, welcher noch Abhilfe von gesetzgeberischer Seite harrt. Einen unbestreitbaren Beweis dafür liefert der Umstand, daß hin und wieder bald aus dieser, bald aus jener Ecke Europas eine erfreuliche Nachricht von einer neuen gesetzgeberischen Verbesserung auf diesem kriminalistischen Gebiete eintrifft, welche jedenfalls alle aufrichtigen und wahren Humanisten außerordentlich befriedigen muß.

Im gegenwärtigen Augenblicke kommt eine solche erfreuliche Nachricht aus Rußland. Auch in diesem Lande ist die Prügelstrafe, sowie jede körperliche Züchtigung seit Jahren abgeschafft, es bezieht sich dies aber streng genommen auf das europäische Rußland, während die Prügelstrafe in einigen Ausnahmefällen, und zwar für die Verbrecher- und Sträflingskolonien in Sibirien, sowie für die Zuchthäusler in den sibirischen Bergwerken noch bis auf den heutigen Tag beibehalten wird. Es handelt sich hierbei um die nach den „entfernten Orten" Sibiriens, wie der offizielle Ausdruck für die ostasiatischen Theile lautet, wegen schwerer Verbrechen verbannten Sträflinge. Es sind dies Elemente, welche nach ihrer Ankunft und Ansiedelung am Verbannungsort große Neigung zu Insubordinationen aller Art zeigen, vor Allem zum Ungehorsam gegen die Aufseher, zur Uebertretung der Bestimmungen der Strafanstalten, sowie zur Meuterei und zu Fluchtversuchen aus den Gefängnissen und den sonstigen Internirungsräumen. Die jahrelangen Erfahrungen haben die Aufsichtsbehörden gelehrt, daß hier nur mit den schärfsten Disziplinarmitteln, darunter auch Prügelstrafe, entgegengewirkt werden kann.

Diese verschärften Disziplinarstrafen bestehen hauptsächlich in der Anlegung von Ketten an Händen oder an Füßen oder gleichzeitig an diesen und jenen, ferner in der Ankettung des Delinquenten an seine Karre, mit welcher er in den Bergwerken arbeitet. In anderen Fällen wird über den Sträfling die Einzelhaft verhängt, wobei er in der Einzelzelle bei Wasser und Brot gehalten wird. Auch die Prügelstrafe gehört hierzu. Die Prügel werden mit Ruthen, Lederriemen oder Knütteln in Form von Stockhieben auf bloßem Körper verabreicht.

Man muß sich mit dem Fortbestehen dieser betrübenden Erscheinung abfinden, so gut man es kann. Bemerkenswerth und hervorzuheben ist es aber, daß diese Disziplinarstrafen, einschließlich der Prügelstrafe, ohne Unterschied an Sträflingen beiderlei Geschlechts vollstreckt werden, und daß bisher dieselben Bestimmungen und dieselbe Vollstreckungsform für männliche wie weibliche Delinquenten bestanden. Es muß daher äußerst sympathisch begrüßt werden, daß von dem russischen Staatsrath ein neuer Gesetzentwurf angenommen worden ist, nach welchem die verschärften Disziplinarstrafen für die weiblichen Sträflinge wesentlich gemildert, richtiger aber, in der Hauptsache gänzlich abgeschafft werden. Die Prügelstrafe kommt für die weiblichen Verschickten überhaupt in Wegfall und darf an denselben unter keinen Umständen vollstreckt werden; dieselbe wird vielmehr bei ihnen durch Isolirhaft und Entziehung der Kost ersetzt. Ketten dürfen den Frauen in der Regel nicht angelegt werden und nur in Ausnahmefällen an den Händen, in keinem Falle aber an den Füßen. Auch für die minderjährigen weiblichen Verschickten, unter dreizehn Jahren, ist die Prügelstrafe abgeschafft und auch bei ihnen durch Isolirhaft bei Brot und Wasser ersetzt. Ist auch bei den Männern Alles beim Alten geblieben, so ist es doch immerhin erfreulich, daß die Prügelstrafe wenigstens an den Frauen, selbst in den „entfernten Orten" Sibiriens, nicht mehr wird vollstreckt werden, und sicherlich für alle Zeiten.

Eine andere Milderung des harten Looses der Frauen bei Strafvollstreckungen in Rußland wird gegenwärtig geplant. In vorliegendem Falle ist es indessen weniger der erwähnte Staatsrath, als die obere Kirchenbehörde, welche sich eines Theiles der unschuldig leidenden Frauen annimmt. Es handelt sich dabei um das schwere Schicksal, von welchem jene zahlreichen unbescholtenen Frauen Jahr aus Jahr ein betroffen werden, deren Ehemänner wegen schweren Verbrechens, gleichviel ob gemeiner oder politischer Art, nach Sibirien verschickt werden. Nach den Satzungen der griechisch-orthodoxen oder russischen Staatskirche kann nur der Tod allein eine von der Kirche eingesegnete Ehe trennen; die Kirche aber kennt keine Ehescheidung, und die Frau bleibt für Lebenszeit die bessere Hälfte ihres Mannes, möge derselbe wegen noch so schweren Verbrechens lebenslänglich nach Sibirien verbannt worden sein. Viele dieser unglücklichen Frauen wählen das geringere Uebel und folgen ihren Männern in die Ferne, müssen aber alle Qualen und Mühseligkeiten der Deportation mitmachen und gehen dabei häufig zu Grunde. Nicht viel besser ist aber das Schicksal der ihren Männern nicht folgenden, vielmehr in der Heimath zurückbleibenden Frauen, welche einer ungewissen Zukunft entgegen sehen, denn ihre in Sibirien in der Verbannung lebenden Ehemänner sind als verschollene Personen zu betrachten, über deren Verbleib gar nichts oder wenig zu erfahren ist. Es sind traurige weibliche Gestalten, allerdings fast ausschließlich den niederen Volksschichten angehörend, welche nur schwer ihr Brod verdienen und eine klägliche Existenz führen.

Man wird es daher als eine durchaus humane Maßregel bezeichnen dürfen, wenn diese moralische Strafvollziehung an Frauen in Zukunft wird aufgehoben werden, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß der in Rede stehende Gesetzentwurf sich alsbald verwirklichen, und die Verbannung des Ehemannes nach den Bergwerken Sibiriens für die in der Heimath zurückbleibende Ehefrau als Rechtsgrund für die Ehescheidung gelten wird.

Brautwerbung in Grönland.

Seitdem die dänischen Missionäre in Grönland das Vertrauen der Eingeborenen gewonnen haben, ist auch im höchsten Norden die Ehe zu einer kirchlichen Feier geworden. Ein dänischer Missionär erzählt in seinem Tagebuch, mit welchen Umständen die Werbung unter den Grönländern verbunden ist. Der Freier kommt zum Missionär und sagt: „Ich hätte wohl Lust, mir ein Weib zu nehmen." — „Wen?" fragt der Missionär. Der Mann nennt ihren Namen. „Hast Du mit ihr gesprochen?" — Gewöhnlich lautet die Antwort: „Nein." — „Warum nicht?" — „Es ist so schwierig, Du mußt mit ihr sprechen." — Der Missionär ruft die Jungfrau zu sich und sagt nach einer kurzen Unterredung: „Ich glaube, es ist an der Zeit, daß Du Dich verheirathest." — „Ich will mich nicht verheirathen." — „Das ist aber schade, ich habe einen Freier für Dich." — „Wen?" — Der Missionär erzählt ihr, wer ihn geschickt habe. — „Der taugt gar nichts, ich will ihn nicht haben!" — „Aber," antwortet der Missionär, „er ist flink und schafft Alles in's Haus. Er wirft seine Harpune gut, und er liebt Dich." — Das schöne Kind lauscht zwar mit sichtlichem Wohlbehagen, bleibt aber dabei: „Ich will ihn nicht haben!" — „Gut, ich will Dich nicht zwingen. Ich finde wohl bald eine Andere für einen so hurtigen Burschen...." Der Missionär schweigt, als betrachte er die Sache durch ihr „Nein" für abgethan. Endlich flüstert sie mit einem tiefen Seufzer: „Wenn Du willst...." — „Nein," antwortet der Pastor, „wenn Du willst — ich will Dich nicht überreden...." Wieder ein tiefer Seufzer. „Also Du willst ihn nicht?" — „Herr Pastor!" Sie erröthet über und über und wendet sich ab. „Ich glaube doch, er taugt nichts." — „So? Hat er nicht im vergangenen Sommer zwei Walfische erlegt und all die Andern gar keinen? Also Du willst ihn?" — „Ja, ja, ich will!" Sie schaut ihm festen Auges gerade in's Gesicht. „Na, dann gebe der Herr seinen Segen!" Und die Hochzeit findet noch an demselben Tage statt.

— **Gut angewandtes Sprichwort.** Schwiegersohn: „Das sage ich Ihnen, Mama, wenn Louise gegen meinen Willen doch in's Bad reist, lasse ich mich scheiden!" — Schwiegermutter: „Aber man darf das Kind doch nicht gleich mit dem Bade ausschütten!"